

John Brinley

## Anmerkungen zur Kunst des Überlebens

Ein autobiografisches Plauderstündchen aus dem Jahre 1981

in: Wege der Gestalt-Therapie  
Jahrbuch der Zeitschrift für Humanistische Psychologie  
7. Jahrgang / 1984  
Seite 130 - 161

IHP Manuskript 1410 F \* ISSN 0721 7870

---

### IHP Bücherdienst

Schubbendenweg 4 \* 52249 Eschweiler

Tel 02403 4726 \* Fax 02403 20447

eMail office@ihp.de internet [www.buecherdienst.ihp.de](http://www.buecherdienst.ihp.de)



John Brinley

## Anmerkungen zur Kunst des Überlebens

Ein autobiografisches Plauderstündchen aus dem Jahre 1981

Es wird sich wahrscheinlich glatt wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht anhören; ich habe nämlich vor, euch meine Abenteuer zu erzählen, und ich erzähle natürlich nur einen ausgewählten Teil daraus. Ich berichte nicht nur von dem lustigen, sondern auch von dem gefährlichen, kritischen Teil bzw. vom Überleben. Auf meine Kindheit und Jugend werde ich im Grunde genommen nicht allzu viel eingehen. Ich komme aus einem sehr behüteten Haus. Vater war schon ein älterer Mann, und Mutter war wesentlich jünger als er. Das wird in meiner Geschichte vorkommen.

Wir sind alle drei spät zur Welt gekommen.

Meine Schwester kam gleich nach der Hochzeit. Sie konnte kaum warten. Ich kam in die Mitte, und dann kam mein jüngerer Bruder. Da war Vater schon Mitte Fünfzig.

Mutter hatte große Angst gehabt um den Jüngsten. Ihre Angst hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. Ich war meinem Alter immer einigermaßen voraus, schon in der Schule, nicht im biologischen, sondern im sozialen Bereich. Bis 10 stand alles unter einem Aspekt von ungeheurer Vertrautheit, Verspieltheit und Ruhe. Man hat mich nie gehört. Ich war stundenlang in irgendwelchen Ecken und habe mich mit mir, meinen Phantasien und auch mit Spielzeug beschäftigt.

Oder wenn ich zu Besuch war: Ich weiß, wie hatten Angehörige, die einen Kurzwarenladen hatten. Da konnte ich mich in eine Ecke setzen und mich mit Kartons und Schachteln endlos beschäftigen.

Ich war auch ganz verzaubert vom Wald und von Waldwegen, und ich war furchtbar „schrecksam“. Feuer und Dunkelheit und dunkle Wälder haben mich ebenfalls ungeheuer fasziniert.

Wahrscheinlich habe ich sehr viele Geschichten von den Mägden gehört, mit denen ich ja einen Teil meiner Kindheit verbracht habe. Ich bin deshalb so universal, weil ich ja von kleinster Kindheit an in einer katholischen Umgebung aufgewachsen bin. Meine Eltern haben mich in den Weihnachts-

feiertagen zu unseren Nachbarn gelassen, so lange wir noch unter sechs waren.

Im Frühjahr bin ich zu den Nachbarskindern Ziegen hüten gegangen. Das ist fast unvorstellbar, aber so war es. In der kleinen Stadt konnte man als Kind noch Ziegen hüten.

Von sechs bis zehn bin ich in der evangelischen Volksschule erzogen worden, bin also mit dem Fräulein auf den Friedhof gegangen. Ich war mit vier Jahren in der Kirche, und es sah dort aus wie in einer Synagoge. Das hat einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Später war ich Organist in meiner Heimatgemeinde. Da es in der jüdischen Gemeinde keinen Organisten gab, habe ich das Orgelspielen selbstverständlich beim Organisten der katholischen Pfarrkirche gelernt.

Mit 10 hat sich mein Leben radikal geändert. Ich kam in die höhere Schule, und zuhause hatten wir eine Hierarchie. Mutter war im Hintergrund, und das Kinderfräulein hatte in adeligen Familien gedient. Es war sozusagen tonangebend. Dann hatten wir noch eine Gouvernante. Als die auftauchte, mußte das Kinderfräulein an die zweite Stelle treten.

Mutter hat das Fräulein ungemein bewundert, weil es, wie gesagt, bei adeligen Familien gewesen war und uns Manieren und ihr selbst Ordnung beibrachte, wie man Schränke einräumt usw. Sie hat uns schaurige Geschichten erzählt, wie die Kinder bei ihr zuhause bestraft wurden, wie sie auf Erbsen knien mußten, wenn sie ungezogen waren. Trotzdem fühlte ich mich als kleiner Junge von ihr sehr angenommen; ich weiß, daß sie mich schon als fünfjährigen oder sechsjährigen kleinen Jungen im ersten Jahr ihrer Arbeit bei uns mit in ihre Familie genommen hat in eine ganz, ganz kleine Stadt, wo die Gänse herkommen in Oberschlesien, die Stopfgänse nämlich. Damit hat man sie oft geuzt.

Mit zehn Jahren lernte ich dann also in der Sexta alle möglichen Jungs kennen, jüdische Jungs, die in einem Jungenverband waren. Ich wollte mit 10 natürlich sofort eintreten; die haben mir ungeheuer imponiert. Aber zu meinem Leidwesen haben sie gesagt, daß ich als einziger nicht in eine Gruppe gehen könnte, in der der Jüngste 12 war. Ich fand das sehr bedauerlich. Gleichzeitig haben mir aber einige von ihnen klargemacht, daß man sich zu Hause nicht so rumkommandieren lassen dürfe, und schon gar nicht von einem Kinderfräulein. Von dem Moment an wurde ich zum Unglück meiner Familie frech. Das erste Opfer war das Fräulein. Da ich also nicht auf

den Mund gefallen war, – das hatte ich vorher sorgsam versteckt – trat plötzlich eine Flegelhaftigkeit auf, die der Familie von da an laufend, ich würde sagen bis zu meinem 15. Lebensjahr – bis sich die Zeiten änderten – sehr zu schaffen gemacht hat. Ich war bestimmt ein Risiko in der Familie. Ich war ungeheuer rebellisch, ging in die Jugendgruppe, war also sehr radikal und antibürgerlich, würde heute keine Schwierigkeiten haben mit Hausbesetzern . . . und . . . und . . . und; ich würde mit denen absolut gemeinsame Sache machen.

Die nächsten Opfer waren natürlich die Eltern. Die Achtzehnjährigen, das waren die Leiter, die waren natürlich unsere Abgötter – das war ja klar – und was die sagten, das galt. Und die sagten: Ihr müßt zwar mit den Eltern irgendwie verhandeln, aber es gibt eine private Sphäre, in die die Eltern euch nicht reinzureden haben, und das sind die Affären des Bundes und das Auf-Fahrt-Gehen. Das haben die Eltern gar nicht eingesehen bei einem 12jährigen, daß er nicht sagen wollte/konnte, wo er hinfährt, besonders wenn es auf große Fahrt ging.

Man muß sich das vorstellen: das war Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre. Und die Älteren, die sind einfach per Autostop los bis nach Neapel und zurück. Das war schon 'ne Leistung. Das wurde natürlich von vielen bewundert. Sie waren vielleicht 14 oder 15, und wir waren 11 und 12. Und wir wollten das natürlich dann auch gern machen. Das haben wir aber erst mit 13 fertiggekriegt.

Vater hat mich gehindert, mit 10 nach Krakau zu fahren. Krakau war vielleicht 120 km von meiner Heimatstadt entfernt, also die nächstliegende Großstadt. Wir hatten einen jüngeren Führer, der ein begeisterter Zionist war. Zionismus war sowieso schon ein rotes Tuch für meine Eltern, die ganz konservativ waren. Der wollte mit einer Jugendgruppe nach Krakau. Für meinen Vater, der 1863 geboren ist, war das 'ne Weltreise. Ich glaube, der war als junger Mann von 30 Jahren zum ersten Mal nach Krakau und ins Ausland gefahren. Das war damals noch Österreich. Und er sagte: Dafür hast du noch Zeit genug.

Und die Tatsache ist – ich muß immer daran denken – daß ich mit 10 also nach Krakau wollte. Und ich bin bis heute noch nicht in Krakau gewesen.

Und je länger ich warte, desto schwieriger wird es wahrscheinlich werden. Es gibt so komische Sachen, die einem passieren, die einem in frühester Zeit gesagt werden, wie ihr alle wißt. Zu Krakau habe ich es bisher also noch nicht



gebracht. Ich habe es zu Amerika gebracht, zu Persien, aber zu Krakau noch nicht. Also ich sag das, weil dieser Kampf gegen die Eltern mich ungeheuer erfüllt hat, und zwar denkwürdigerweise nicht auf Kosten des Lernens. Seit meiner therapeutischen Arbeit mit Jugendlichen weiß ich, daß die Schule für viele der Ort des Ausagierens und des Protestes ist, und daß das Lernen dann zu kurz kommt.

Ich war ein guter Schüler, doch ich war auch frech, und meine Eltern wurden deshalb dauernd in die Schule gerufen. Später ging meine Frechheit ins Politische. Das war gar nicht so einfach für die Lehrer. Im Grunde konnten und wollten die Lehrer nicht sagen: „Der freche Jude.“ Das konnten sie vor Hitler und erst recht nach Hitler nicht, denn es war eine katholische Schule; und dadurch war ich schon grundsätzlich geschützt. Es tut mir nicht leid, wenn ich es den Lehrern manchmal recht schwer gemacht habe. Ich muß jetzt manchmal daran denken.

Es gibt aus dieser Zeit eine Erinnerung, die mich zugleich mit Stolz und mit großer Trauer erfüllt.

Also: Ich bin sehr schlampig, was ich dem Kinderfräulein zuschreibe, weil sie mich so ungeheuer zur Ordnung erziehen wollte. Und da ging die Rebellion schon los. Das war ein dauernder Kampf mit ihr. Ich liebte es, alle Zeitungen des Hauses erst zu stiebitzen und dann in der guten Stube auf dem Boden ausgebreitet zu lesen; und das war natürlich den Frauen ein Dorn im Auge. Das kann man sich ja auch vorstellen.

Und als ich wieder mal so brütend über den Zeitungen lag – ich war da schon 14 – da hat sie gesagt, ich sollte das zusammenräumen. Als ich das dann nicht tat, sagte sie: „Also gut, du kannst dieses Wochenende nicht auf Nachtfahrt gehen“. Das war für mich so, als wenn man einem die bürgerlichen Rechte abspricht. Sie konnte mich mit allem bestrafen, mit Taschengeld oder was weiß ich, aber dieses . . . Und ich sann und sann und sann, wie ich diese Sache umgehen könnte und am Vorabend des nächtlichen Ausflugs schloß ich mich im Badezimmer ein. Wir hatten ein Badezimmer mit Fenster auf den Balkon. Das gibts heute gar nicht mehr. Das war im hohen zweiten Stock, ich habe mir das 1979 noch mal angesehen in Polen, wie das aussieht. Und dieser Balkon ging auf einen betongedeckten Hinterhof hinaus. Ich sperrte mich also in dieses Badezimmer ein, wo der Wäschekorb stand. Und wie in Sing-Sing oder sonstwo nahm ich die Wäschelaken, knotete sie zusammen, nahm einen Gurt, der eine ganz lose Schnalle hatte und hängte die Schnalle als

Anker an eine Strebe und darunter die Laken. Wenn ich damals auch nicht zwei Zentner oder mehr gewogen habe, so habe ich doch bestimmt an die 100 Pfund gewogen, und das war auch ein ganz schönes Gewicht. Meine Familie war in einem anderen Zimmer ins Gespräch vertieft. Ich öffnete das Badezimmerfenster und ließ mich raus. Unter mir im ersten Stock war das Schlafzimmer des Hauswirts. Es war ungefähr halb zehn abends. Die Hauswirtsleute waren schon zu Bett und dachten, ein Geist wäre da. Und ich sagte: „Entschuldigen Sie“, hopste raus durch die Tür und lief zu der Gruppe, die da tagte, und die haben natürlich alle gejubelt. Dann ging auch schon das Telefon. Das gabs nämlich damals auch schon, und die Mutter erschien kurz danach. Sie war wahnsinnig aufgeregt und weinte. Inzwischen hatten sie nämlich gesehen, wie ich rausgekommen war. Das Stück vom Gurt war zu dreiviertel abgetrennt, und wenn ich runtergeplumst wäre, dann wäre ich unweigerlich tot gewesen.

Also gab es eine große Verhandlung. Der Kompromiß war: Ich durfte nicht auf die Nachtfahrt. Das war ja auch nur Abenteuer und Romantik und Lagerfeuer, aber ich durfte auf die Tagung, wo dann die ganz wichtigen Sachen besprochen wurden, die politischen und die anderen Aspekte, die damals wichtig waren.

Ja, und dann kommt es also: Mutter hat geschwiegen. Daran wurde ich lange Jahre später in einer Trainingsgruppe erinnert. Da war einer, der wollte lernen, wie er nicht schweigt, wenn er beleidigt ist. Das tut er zu Hause und schweigt bis zu sieben Wochen, und das ist für alle unerträglich. Ich habe ihn sich vor jeden Teilnehmer stellen und schweigen lassen. Und dann sind wir alle zu ihm gegangen, haben vor ihm gestanden und haben geschwiegen. Und dann haben wir gemerkt, daß in dem Schweigen nicht nur sehr viel Aggression steckt, sondern daß, wenn einer schweigt, es zu vielen Projektionen, Irrtümern und Phantasien kommt.

Also, meine Mutter hat damals auch geschwiegen, und das war eine ganz furchtbare Sache. Ich bin nicht bestraft worden, habe keine Privilegien verloren, sondern Woche um Woche hat sie geschwiegen.

Das war natürlich sehr schlimm für mich. Solange wir gestritten haben, war es gut, und wir waren sicher auch oft gut miteinander verbündet. Aber das Schweigen war das Schlimmste, eines der schlimmsten Dinge, das mir je widerfahren ist. Es kam dann so, daß ich zu einem Elternabend ein Stück spielen sollte, und zwar die D-Moll-Phantasie von MOZART. Ich dachte, es

wäre unerträglich, dieses Stück zu spielen, solange ich in diesem furchtbaren Clinch mit ihr war. Ich habe es angesprochen und mich dann wieder ausgesöhnt mit ihr. Danach konnte ich das Stück ganz toll spielen. Obwohl ich schon seit vielen, vielen Jahren nicht mehr Klavier gespielt habe, kann ich dieses Stück komischerweise noch bis heute spielen.

Gut, danach war es irgendwie besser. Die Zeit war gekommen, wo die Eltern uns recht geben mußten mit unserer antibürgerlichen Einstellung, weil ja die bürgerliche Haltung in Deutschland zu den Nazis und zu HITLER geführt hatte. Zuerst waren meine Eltern furchtbar ängstlich. Aber dann haben sie gesehen, daß unsere Gruppe sich ganz ernsthaft damit beschäftigte, in ein Kibbuz zu gehen und ein anderes Leben zu beginnen. Das haben die Eltern dann angefangen zu akzeptieren, und sie haben sich nach uns gerichtet.

Es wäre alles sehr schön geworden, wenn ich nicht mit 15 totkrank geworden wäre. Ich war in einem Lager, einem wunderschönen Jugendlager und bekam Paratyphus. Ich lag zum Sterben im Krankenhaus. Das war mein erster Eindruck vom Tod. Ich weiß nicht, wer von euch Typhus kennt. Typhus gibt es heute ja fast nicht mehr. Ich erinnere mich noch an die Ärztin, die sagte: „Denken Sie nur nicht, daß Sie ein krankes Hühnchen sind“ – das habe ich bis heute nicht vergessen. Und dann kam ein Brief aus Breslau von einem Freund, der schrieb: „Hör mal, ich höre, du bist nicht gesund. Bei uns gibt es auch Fälle von Typhus. Einige Kinder sind erkrankt.“ Dann machten sie im Krankenhaus natürlich sofort Abstriche und das Übliche, und ich kam auf die Isolierstation. Ich bekam nur noch diese Haferschleimkost, die natürlich fürchterlich war; und Fieberphantasien bis zum Geht-nicht-mehr. Und dann kam plötzlich eine kritische Zeit mit kleinen Geschwüren im Darm. Sie wurden glücklicherweise von zwei aufmerksamen Schwestern entdeckt, und man kämpfte mit allem, was es damals gab, dagegen an. Drei Tage schwebte ich; es war ein wunderbares Gefühl, das ich nie vergesse; es war von einer absoluten Leichtigkeit und einem Losgelöstsein von allem. Es ist merkwürdig schön, dieses Gefühl. Später kam ich durch. Ich verlor mein Haar und ein Ohr, also das Gehör durch einen Polypen, und als Kompensation für den Verlust des Gehörs bekam ich vollkommen neues Haar. Es kam ganz weich, ganz blond und ganz massiv. Also das war natürlich sehr angenehm, dieser neue Haarwuchs.

Die ganze Krankheit hat mein Leben entscheidend bestimmt.

Ich wollte ursprünglich Gärtner werden. Ich wollte nicht studieren. Meine



Mutter war darüber nicht sehr glücklich, aber ich wollte nicht – Abitur ja, aber nicht studieren. Ich wollte umschichten und in ein Kibbuz gehen. Und das war mit der Krankheit zunächst zu Ende. Ich brauchte mindestens ein Jahr, um mich zu erholen.

Da lernte ich meine erste Freundin, eine erwachsene Frau, kennen, und es war aus mit dem Bund. Dieser kam mir plötzlich ganz kindisch vor. Es war schon irrsinnig komisch. Ich war 16, hatte mein erstes Liebeserlebnis und war nur mit Erwachsenen zusammen. Das hat mir viel besser gefallen. Ich war einfach schon zu erwachsen.

Meine Freunde – der eine ist tot, den anderen werde ich in einer Woche in Zürich sehen – waren Einzelgänger. Alfred GOLDMANN aus Zürich war ein unwahrscheinlicher Anhänger von HESSE und hat mich in meiner Rebellionszeit damit genährt, mit Demian. Ihr könnt euch vorstellen, was das auf einen Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen für einen Eindruck macht. Also insofern war mir das Einzelgängertum schon nicht mehr so fremd; ich fand es gut, meinen Weg allein zu finden.

Für mich war das so intensiv, so ungeheuer wichtig, das Erleben, das Heranwachsen, das Leben. Alles, was so im Vordergrund war: die politische Situation, die immer schwieriger wurde, die Schule vor allen Dingen, und . . . und . . . und . . . das wurde einfach Hintergrund. Ich kann euch das nicht genau erklären, wie das kam. Ich war mit 16 Erster und habe alles mit Glanz bewältigt. Das halbe Jahr, das ich in der Schule gefehlt hatte, habe ich mit Riesenschritten aufgeholt. Die waren alle starr vor Verwunderung. Und dann waren meine privaten Konflikte und Erlebnisse so ungeheuer viel stärker, daß mir im Grunde genommen eigentlich alles wurscht war. Ich habe nie Schularbeiten gemacht. Das gabs ja eigentlich nicht. Natürlich ist es dann doch irgendwann aufgefallen. Ich war dann nur noch mittelmäßig, außer in Geschichte und Deutsch. Das konnte ich einfach, da konnte ich nicht schlecht sein. Das andere war mir so egal, daß es einfach zu nicht mehr reichte, als zum „Genügend“.

Und das Schönste ist: ich bin Kriegsgewinnler. Da HITLER Offizierskandidaten brauchte, beschloß er im Jahre 1936, unserem Jahrgang, der erst 1938 Abitur gemacht hätte, ein Jahr zu schenken: ohne schriftliches Abitur und mit Wahlfach. Und was war mein Wahlfach?

Musik. Das gehört zum Thema Überleben.

Ich habe einen Klavierlehrer gehabt, der unwahrscheinlich gut war. Wir haben die Mondscheinsonate studiert, und ich habe im März 1937 – Biologie war allerdings Pflichtfach – zu meinem Abitur dem Kollegium die Mondscheinsonate vorgespielt. Die waren natürlich alle hingerissen. Und so bekam ich das Abitur. Tut mir leid, mehr wars nicht.

Ja, und ich wollte dann Musik studieren, wollte nach Basel und hatte so alle möglichen Flausen im Kopf. Mutter hatte ganz andere Ideen und hat mich nach Berlin geschickt. Sie hat hinter meinem Rücken mit dem Rabbiner verhandelt, mich in einem jüdischen Lehrerseminar unterzubringen, und ich habe also – wie soll ich sagen – gute Miene zum bösen Spiel gemacht, vor allen Dingen zu Berlin. Berlin war 1937 noch ein Paradies. Es gab Staatstheater, Staatsoper und Museen. Ich habe mir mit sehr kühlem Verstand gesagt, daß in den kommenden Jahren alle diese Dinge für längere Zeit außerhalb meiner Reichweite sein würden. Und meine Altergenossen und ich haben's zu der Zeit bewußt getan, obwohl andere uns sagten: „Wie könnt ihr in ein deutsches Theater gehen, wie könnt ihr das in dieser Zeit tun, wo die Juden so verfolgt werden?“ Wir haben uns bewußt gesagt: „Wir gehen nach Israel, damals noch Palästina, wir gehen in die Wildnis. Was kümmert uns, was die Anderen denken. Wir wissen, was wir von uns denken. Wir gehen vorher noch in die Oper und ins Theater. Das haben die uns zu bieten, und das holen wir uns.“

Es war für mich nicht die geringste Schwierigkeit, das durchzusetzen. Und nebenher ist es mir noch sehr gut gegangen. Ich habe sehr behütet gelebt, bin bei sehr guten Leuten untergekommen und habe genossen und in mich aufgesogen, was nur aufzunehmen war. Ich bin auch froh, daß ich das getan habe und bin glücklich darüber.

Im Februar 1938 fing diese ungeheure Radikalisierung an, und ich habe richtig vorausgesehen, daß dann also Schluß war, daß es länger nicht mehr ging. Mittlerweile war ich 18 Jahre alt. Vater war damals über 70. Als er heiratete, war er 50 und hatte in diesem Alter noch hebräisch lernen müssen, um einen hebräischen Spruch bei der Hochzeit sagen zu können. Vater war so deutsch, wie ihr euch das gar nicht vorstellen könnt. Er hat Skat gespielt und Bier getrunken und auf den Tisch gehauen. Er war ein richtig knorriger, verwurzelter Mann. Für den wäre es unvorstellbar gewesen, in einem so hohen Alter noch mit der Familie in ein fremdes Land zu gehen. Aber Mutter hat das Heft in der Hand gehabt, und sie hat's durchgesetzt. Das war ja auch richtig. So bin ich dann 1938 zum Ärger meines Vorgesetzten in mein

Seminar gegangen und habe gesagt: „Ich gehe zum weiteren Studium nach Jerusalem.“ Dann habe ich in Breslau ein halbes Jahr intensiv hebräisch gelernt. Damals konnte ich besser hebräisch, als jemals später danach. Ich habe natürlich mit allem meinen Freunden in dieser schlimmen Nazistadt Breslau hebräisch gesprochen, und wir haben uns glänzend verstanden und uns wohlgefühlt. Wir haben sagen können, was wir sagen wollten.

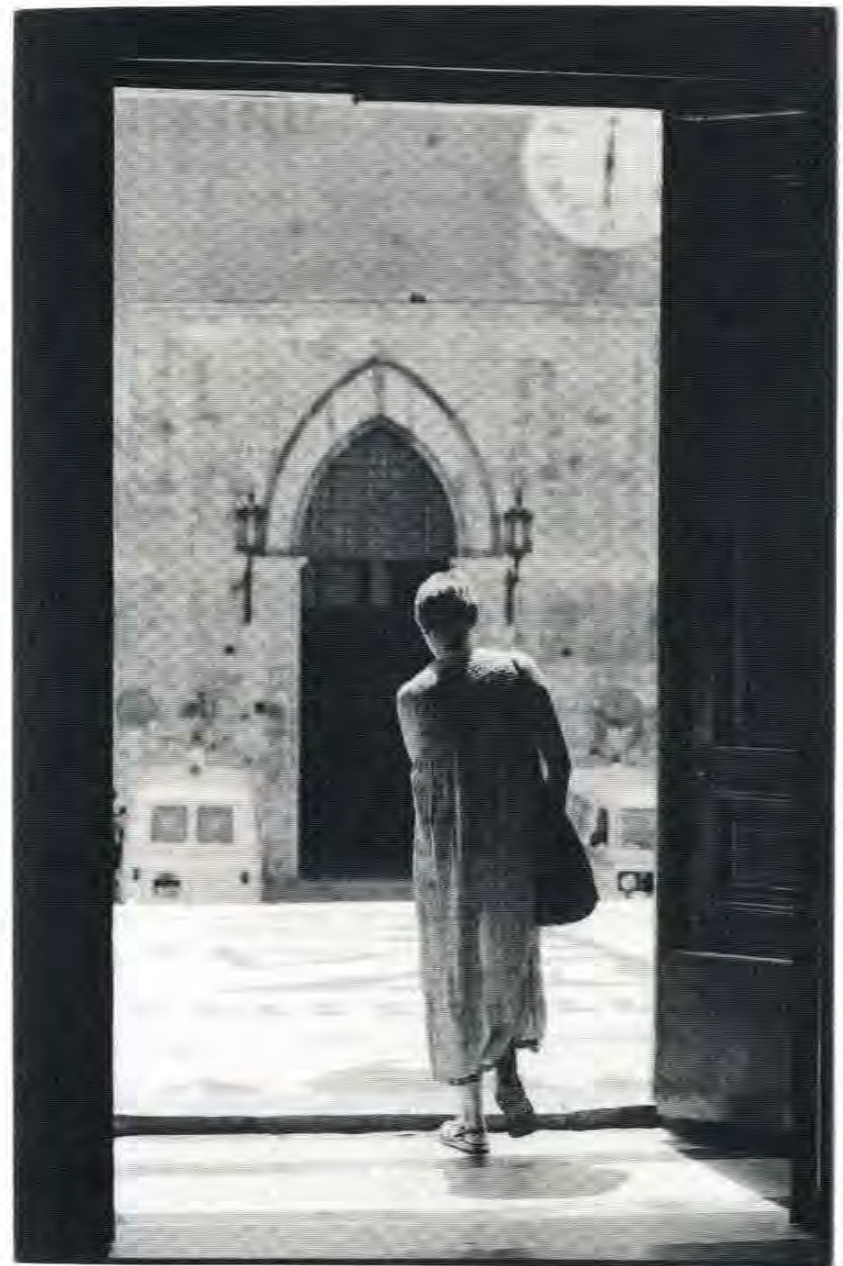
Bei aller Bedrohung war es damals noch nicht zum Schlimmsten gekommen. Es gab zwar einzelne Leute, die, wie wir wußten, aus „politischen“ Gründen im KZ waren, doch der einfache jüdische Bürger hat nicht gewußt, wie schlimm es war, sonst wären ja viel mehr rausgegangen. Ich mußte auf meine Freundin warten, die 1938 ihre Kinder abholen wollte, und als die München-Krise war, saß ich da in aller Seelenruhe und sagte: „Es kommt zu keinem Krieg.“ Und die Leute dachten, ich sei verrückt. Auch das gehörte zum Thema Überleben.

Und es kam zu keinem Krieg. Ich konnte also mit meiner Freundin zusammen auswandern.

Also, das ist Größenwahn. Aber so war es eben. Und das habe ich später in meinem Leben noch zwei- oder dreimal wiederholt. Die ganze Welt stand Kopf und hat gesagt: „Das sieht so entsetzlich aus. Du kannst das nicht schaffen.“ Und ich habe gesagt: „Was regt ihr euch so auf?“ Die dachten, ich sei geisteskrank. Die dachten, ich sei „detouched“, d. h. ich sei mit der Wirklichkeit nicht in Verbindung. Irgendwie muß es wohl so gewesen sein, denn ich war in meiner eigenen Welt; gleichzeitig allerdings genügend in Kontakt mit dem, was vorging, so daß ich Risiken eingehen konnte. Vielleicht würde ich das heute nicht mehr machen. Ich weiß das nicht.

Also ich bin raus. Zur richtigen Zeit. Als wir auf dem Schiff waren, kam die Geschichte mit dem Mord in Paris, an VON RATH durch und auch die darauffolgende Pogromhetze, die Geschichte mit der Kristallnacht usw. usw. Die Zeitung sprach von 35.000 Männern zwischen 16 und 75 Jahren. Mein Bruder ist nicht eingesperrt worden. Ich habe aber von Palästina aus, wo ich dann als Student war, sehr intensiv seine Auswanderung betrieben. Das war eine abenteuerliche Geschichte.

Ich denke, eine meiner schönsten Erinnerungen im Zusammenhang mit dem Überleben in dieser Zeit geschah im März 1938, als ich in Arosa ski-gefahren bin. Ich war mit einem deutschen Reisepaß ins Ausland gefahren.



Damals wurde das „J“ in den Paß reingestempelt, und zwar nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich. Wie ich viele Jahre später erfahren habe, haben sie auf Wunsch der Schweiz das „J“ in die Pässe gestempelt. Die Schweizer haben darauf bestanden, um unterscheiden zu können, ob Leute als Touristen in die Schweiz kommen oder ob die Möglichkeit besteht, daß sie als Flüchtlinge kommen. Die Schweizer wollten keine Flüchtlinge. Es gab dann ja auch einen großen Krach um das Theaterstück „Andorra“ von FRISCH, wo sich die Schweizer ziemlich fies benommen haben.

Ich fuhr also zurück und wußte schon, daß man den Juden an der deutschen Grenze aus irgendeinem Grund die Pässe abnahm, wenn sie zurückkamen. Ich hatte großen Bammel. Ich mußte bei Singen über die Schweizer Grenze und hatte gleichzeitig Geld von meinen Eltern bei dem Postamt abzuholen: ein paar hundert Mark. Ich brauchte das Geld und hatte plötzlich die Ahnung: „Wenn ich da über die Grenze gehe, werden sie mich festhalten.“ Und das erzählte ich im Zugabteil. Mein Reisegefährte war so ein richtig gemütlicher Schwabe, ein Grenzgänger vom kleinen Grenzverkehr.

„Ach was“, sagte er, „lassen Sie mich nur machen.“ Dann hat er mich wie einen Freund untern Arm genommen und am Zoll gesagt, ich müsse zum Postamt, damit ich das Geld von meinen Eltern kriegen konnte. Er sagte auch „Heil Hitler, heil Hitler“ an der Grenze.

Wir konnten passieren und gingen zum Postamt. So habe ich meinen Paß behalten können.

Jetzt möchte ich nicht mehr so ausführlich erzählen, ich möchte euch nur sagen: Es war wie ein Wunder, daß wir uns haben retten können, daß wir meinen Bruder 10 Tage nach der Kriegserklärung noch rausgekriegt haben. Er ist mit einer Gruppe von vierzehn jungen Leuten am Brenner über die Grenze gegangen, und zwar mit einem Visum für das feindliche Ausland. Es war ein Visum für einen Teil des britischen Empires, und ich bin sicher – ich habe einen österreichischen Freund gebeten, das zu recherchieren – ich bin sicher daß die österreichischen Beamten diese jungen Leute absichtlich durchgelassen haben. Es ist unmöglich, daß eine so große Gruppe von jungen Leuten nach Kriegsausbruch, also am 9. oder 10. September, nach den ganz strengen Gesetzen, niemanden rauszulassen, mit einem Visum ins feindliche Ausland konnte. Ich bin sicher, daß die Beamten sie absichtlich durchgelassen haben. Und ich will, daß wir noch heute feststellen, welche Beamten damals im Dienst waren, da ich absolut den Wunsch habe, diese in

jene Rolle eintragen zu lassen, in der die nichtjüdischen Mitbürger verzeichnet sind, die Juden gerettet haben. Denen hat mein Bruder sein Leben zu verdanken.

Damals in Jerusalem war dann eine der schlimmsten Zeiten meines Lebens, weil ich einfach unter dem Wegsein von Zuhause litt, unter dem Wegsein von der Mutter. Die Beziehung zur Mutter war nach der Krankheit ungeheuer eng geworden. Obwohl die direkte Verbindung nach 1939 abriß, haben wir zuerst immer noch über das Rote Kreuz ein paar Worte voneinander hören können und dann schließlich gar nichts mehr. Ich war von da an absolut selbsterstörerisch.

Das Interessante war, daß ich eine furchtbare Wut auf meine Mutter hatte. Ich konnte sie aber nicht zugeben, was ich allerdings erst viele Jahre später herausgefunden habe. Und zwar ist die Wut natürlich ganz unlogisch, weil sie ja alles getan hat, um uns zu retten. Die Wut war ganz irrational: Sie hätte uns nicht gehen lassen dürfen, oder: sie hätte auch mit rauskommen sollen. Doch sie konnte nicht. Sie ging nicht raus, weil sie einen Mann hatte, der 30 Jahre älter war, der sie brauchte und weil ihre Geschwister in Deutschland geblieben sind. Der Mann wurde eineinhalb Monate nach Kriegsausbruch tragischerweise von Rowdies erschlagen. Er hatte einen Spaziergang gemacht. Sie haben ihm den Spazierstock aus der Hand genommen und auf seinen Kopf eingeschlagen. Die Rowdies wurden vor Gericht gestellt. Das erfuhren wir später vom Roten Kreuz und von Leuten, die rauskamen. Und da war die Mutter frei, tragischerweise für uns zu spät. Typisch für sie war, daß sie sich als älteste Tochter für ihre Familie verantwortlich fühlte. Und als wir draußen gerettet waren, da mußte sie sich um ihre ursprüngliche Familie kümmern, um ihre alte Mutter, ihre ältere Schwester, ihren Bruder, der Schwester kleines Kind, ihre zehn Jahre jüngere Schwester mit deren zwei Kindern. Das hat mich mit ungeheurer Erbitterung erfüllt. Und es hat mich viele, viele Jahre gekostet, bis ich meine Wut herausgefunden habe.

Man kann ja eine Heilige nicht belasten, nicht wahr? Jemanden, der wirklich sein Leben für andere Menschen gibt und sich nicht für seine eigenen Kinder „entscheidet“, der also sagt: Die Kinder sind gerettet und der bleibt, um seine Geschwister zu versorgen. Also, darüber darf man ja nicht ärgerlich sein. Und viele, viele Jahre später hat mich mal jemand angebrüllt und gesagt: „Seien Sie nicht immer so verdammt loyal.“

Es hat furchtbar lange gedauert, bis ich meinen Ärger zugeben konnte, bis ich nicht nur auf die Zeit und auf die Nazis, sondern auch auf unsere eigene



Mutter, die ja eine „Heldin“ war, wütend sein konnte. Es hat mir möglich gemacht, ähnliche Phänomene in meiner therapeutischen Arbeit zu verstehen, denn natürlich hat es mir den Schlüssel für das Verstehen vieler anderer Menschen gegeben.

Ich denke an eine lange zurückliegende Arbeit mit Franz, dessen Vater sich geopfert hat, der als Arzt eine Spritze gegen Typhus nicht genommen hat und schließlich für seine Kameraden draufgegangen ist. Ich bin nicht indiskret, wenn ich auch das erzähle. Bis Franz wirklich sagen konnte „Wie konntest du uns das antun? Du bist ein Held, und du hast uns verlassen. Uns Kindern hast du den Vater genommen,“ hat es einige Zeit gedauert. Damals ist mir die Verbindung zu meiner eigenen Geschichte nicht so klar gewesen. Ich konnte seine Wut erst langsam verstehen.

Ich bin irgendwann auch Soldat geworden. Ich hatte oft die Phantasie, ich müßte mich gefangennehmen lassen. Ich wußte, daß man als Palästinenser und ehemaliger deutscher Jude nicht sofort nach Auschwitz deportiert werden würde, daß sie die Uniform respektieren würden. Obwohl sie wußten, daß sie deutsche Bürger waren, haben sie die palästinensischen Kriegsgefangenen in ein Lager nach Oberschlesien gesteckt. Das wußte ich, und ich hatte die Phantasie, ich müßte dahin. Natürlich habe ich es nicht getan. Aber das war schon ein starker Wunsch.

Ich bin in die Armee gegangen, doch das Überleben war Nummer Eins für mich, das individuelle Überleben. Und es ist mir durch einen ungeheuren Vorteil gelungen, diesen Krieg zu überleben. Ich habe arabisch gelernt, ich habe italienisch gelernt, ich war in Kairo, und ich war eineinhalb Jahre in Ägypten. Ich war auch an der Front. Das war ziemlich schlimm, weil ich zum Soldaten vollkommen untauglich war. Ich war ja auf einem Ohr taub. Ich habe das wohlweislich verschwiegen. Ich habe gedacht, das könnte mir in der Armee noch mal sehr nützlich werden. Und es wurde mir auch sehr nützlich. Als ich herausfand, daß ich für das Heldentum als Frontsoldat vollkommen untauglich war, habe ich zugegeben, auf einem Ohr völlig taub zu sein. Und auf einem Maschinengewehrposten schlich sich der Korporal von einer Seite an, auf der ich nicht hören konnte, und da hat er sagen müssen: Der kann wirklich nichts hören.

Es ging damals den Alliierten nicht so schrecklich gut, es war die Zeit „VON ROMMEL“. Es war 1942, wo alles auf der Kippe stand. Ich war bei einer mechanischen Truppe, wo ich Ersatzteile besorgen mußte. Da hatte ich

etwas falsch bestellt, ich hatte was versaubeutelte, und dann hat irgend so ein englischer Sergeant-Manager gesagt:

„No wonder we are loosing the fucking war.“  
Das habe ich nicht vergessen, dieses Erlebnis.

Man steckte mich dann für eineinhalb Jahre in ein großes Lager des Suezgebietes. Dort konnte ich dann meine Sprachkenntnisse nutzen. Ich wurde auch politisch wieder tätig. Wir haben alles Erdenkliche getan, um CHURCHILL das Wasser abzugraben, obwohl er der Kriegsherr war. Wir haben in Gruppen und mit großem Vergnügen ganz intensiv für die Aufklärung der Leute gearbeitet. Es ist vielleicht schwer, sich das vorzustellen, aber die „Church of England“ und die katholische Kirche haben uns indirekt unterstützt. Sie haben Zelte aufgebaut, wo sich die Leute am Abend treffen konnten, um zu debattieren.

Es war eine ungeheuer interessante Zeit für mich. Mitten im Krieg, ganz egal, wo ich war und wie dreckig es mir ging, ich ließ es mir nicht nehmen, akut und aktiv zu sein und nicht abzusacken, sondern interessiert zu sein. Bei „dreckig“ meine ich, daß es mir wirklich schlecht ging, denn die Verbindung nach Zuhause war abgeschnitten.

Bevor ich Soldat wurde, habe ich ein Jahr ein ziemlich kümmerliches Dasein fristen müssen. Ja, der Krieg hat mich dann nach Italien gebracht, und auch da war es mal wieder ganz interessant. Ich war „psychological worker“ und lernte unwahrscheinlich interessante Leute kennen, wurde nach Rom eingeladen, habe italienisch gesprochen und ging im Vatikan ein und aus. Und dann landete ich in Österreich, in Klagenfurt. Nach dem Krieg saß ich in den Propagandaministerien der Alliierten in Rom und habe die Meldungen von der deutschen Nachrichtenagentur für den Intelligent Service ins Englische übersetzt und ausgewählt, was für die Leute interessant sein könnte. Als dieser Job zu Ende war, haben sie zu mir gesagt: Du gehst mit uns nach Österreich. Die Engländer hatten ja Kärnten und die Steiermark besetzt, und sie brauchten jemanden für die Zeitungen. Ich war ein vollkommener Novize auf diesem Gebiet, kam aber zu einem pffiffigen Berliner Journalisten, der mich gleich in alle Schliche eingeweiht und mir alles beigebracht hat, was man im Zeitungswesen wissen muß. Als der wegmußte, haben die Engländer gesagt, ich solle die Zeitung weitermachen. Da saß ich mit 26 Jahren und mußte die Kärntner Nachrichten machen. Das war natürlich ganz lustig. Es war so „Justig“, daß die Leute nach einem halben Jahr wütend

und ärgerlich wurden, als dann die richtigen Kärntner Nachrichten wieder kamen. Ich habe nämlich rangeschleppt und geschrieben, was ich damals schon alles wußte und ein gutes Feuilleton gemacht.

Ich hatte einen neuen Beruf und wollte auch nichts anderes sein als Journalist. Ich habe Zeitungsleute kennengelernt, bin nach Salzburg gekommen und nach Graz. Ich traf Kollegen, u. a. einen Amerikaner, mit dem ich mich heute noch treffe. Der saß bei den Salzburger Nachrichten. Ich fand diesen herrlich. Und ich dachte auch gar nicht mehr daran, – es war 1945/46 – nach Palästina zurück zu gehen, denn da ging alles drunter und drüber mit den Engländern. Ich war inzwischen aus dem Zionismus ausgestiegen und stand ganz woanders, sowohl politisch als auch persönlich und wollte einfach hierbleiben, d. h. in Europa. Ich dachte, ich könnte mich bei den Alliierten als Zeitungsmann fest niederlassen. Doch ich hatte auch Sehnsucht nach Jerusalem, zu dem ich ungeheure Heimatbindung bekommen hatte. Ich dachte, ich müßte unbedingt noch einmal nach Jerusalem. So fuhr ich nach Jerusalem, – es war inzwischen 1946 – und dort saß ich dann fest. In dieser Zeit besorgten die jüdischen Soldaten in ganz Europa illegale Auswanderungen nach Palästina. Wir hatten die englischen Uniformen, und ein paar von uns konnten sehr gut Englisch. Wir haben also in englischen Uniformen die Leute aus den Flüchtlingslagern nach Italien transportiert und sie dann illegal nach Palästina gebracht. Wir waren inzwischen voll im Kampf gegen die Engländer, d. h. die ganze jüdische Gemeinschaft, und natürlich die Vorgänger von BEGIN und die Sternbande, die illegal operierte. Die Engländer waren furchtbar böse darüber. Und dann haben sie gesagt: „Wir können es uns nicht leisten, möglicherweise illoyale Leute in englischer Uniform rumlaufen zu haben.“ Und während ich dort saß und im Krankenhaus war, um eine Sache auskurieren zu lassen, haben sie mich plötzlich entlassen.

Und ich konnte nicht mehr zurück. Ich saß plötzlich wie eingesperrt. Ich habe furchtbar kämpfen müssen um rauszukommen. Ich kam wieder von einem Abenteuer in das nächste, und die Engländer haben mich zeitweise irrtümlicherweise als Terroristen verdächtigt. Ich war doch kein Terrorist. Die Terroristen waren ganz rechts, und ich war ganz links. Die Engländer haben geglaubt, ich sei wegen meiner Sprachkenntnisse bei der Intelligenz der Terroristen. Ich habe dann noch eine Arbeit bei einer deutschsprachigen Zeitung in Tel Aviv gefunden. Ein junger Mann ging damals nach Schweden; sein Posten war frei. Es gab sonst keine Arbeit, und da haben sie mich

genommen. Es hat mir wieder großen Spaß gemacht. Dieser junge Mann kam allerdings im Herbst 1947 während der Verhandlungen um die Staatsgründung nach Jerusalem zurück. Und ich stand wieder ohne Arbeit da. Die Sache sah überhaupt sehr schlimm aus.

Und ich ging dann zu meinem damaligen Chef, der aus Schlesien kam und sagte: „Herr BLUMENTHAL, ich möchte, daß Sie mich nach Amerika schicken, und zwar als Korrespondent für Ihre Zeitung. Das können Sie doch machen.“ Sagte er: „Sind Sie verrückt geworden?“ „Nein“, sagte ich, „ich bin nicht verrückt geworden, ich zahle meine Überfahrt selbst. Ich will nach Amerika, mein Bruder ist schon da. Ich will nicht hierbleiben. Und Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich überlebe, ich kümmere mich um mich selbst.“ Er sagte: „Das können Sie doch nicht machen. Wenn ich Sie von der Zeitung aus nach Amerika schicke, dann gehen Sie in einem halben Jahr, wenn es Ihnen schlecht geht, zum britischen Konsul, und dann muß ich für Ihre Rückkehr bezahlen.“ Und ich dachte: „Wie kann ich dem Mann erklären, daß das nie stattfinden wird?“ Mir kam eine Glanzidee: Ich hatte einen vertrottelten alten Freund eines Vetters, dem es sehr gut ging in New York. Er war ein richtiger vertrottelter alter Mann, aber auch so ganz vollkommen deutsch und so ganz exakt. Dieser hatte einen guten Ruf. Er war Ex-Sozialdemokrat, hatte eine deutsche Zeitung, und ich sagte zu Herrn Blumenthal: „Sie kennen doch sicher den Herrn A.“ „Ja“, sagte er, „den kenne ich gut“. „Jetzt werde ich Ihnen was sagen, Herr A. ist aufs engste mit meinem Vetter befreundet, dem es in Amerika sehr gut geht. Und er wird Ihnen schriftlich bestätigen, daß mein Vetter in der Lage ist, für mich zu sorgen.“ Und Herr Blumenthal sagte: „Ja, gut!“ Und Herr A. hat also geschrieben: „Ich bestätige hiermit, daß Herr Soundso fähig und finanziell in der Lage ist, seinen Vetter, Hans BRINITZER – ich hieß damals noch BRINITZER – zu unterstützen.“ Und das war dann eigentlich auch das Ende meiner Tage in Jerusalem.

Ich bat BLUMENTHAL, mich nach Amerika zur Tagung der United Nations zu schicken. Inzwischen war schon Oktober, und die Tagung hatte schon angefangen. Bis man dahin kam, dauerte es normalerweise drei bis vier Wochen, bis man einen Schiffsplatz kriegte. Es war alles sehr kompliziert. Ich rannte zum Konsulat. Es war ein jüdischer Feiertag, und zwar das Laubhüttenfest, und es war natürlich prompt zu für die Juden. Ich bummerte an das Tor. Wütend kam ein Araber raus und sagte: „Was machst du hier?“ Ich sagte, ich wolle ein Visum haben.

Sagt er: „Bist du verrückt?“ Ich habe dann Krach gemacht, bis der Konsul selbst rauskam. Ich sagte: „Ich bin sehr eilig. Ich muß zur UN-Tagung nach New York.“ Ich habe sofort den Visumstempel gekriegt und bin einfach abgereist.

Fertig. Los. Einfach auf's Geratewohl nach Amerika, als Tourist zu dem Vetter, den ich gar nicht kannte.

Mein Vetter hat sich halb totgelacht. Er hat gesagt: „Der A. hätte doch auch gleich unterschreiben können, ich sei der Kaiser von China.“ Er hat sich köstlich amüsiert. Wir kannten uns vorher nicht. Wir haben uns damit kennengelernt und uns wirklich sehr angefreundet.

Er war, wie ich, ein Einzelgänger und Sonderfall in einer Familie von Kaufleuten unter den sehr bürgerlichen Leuten – er war auch ein Kaufmann, gleichzeitig Berater für eine ganz große Firma – auch Syndikus für diese Firma, ein Schöngest, ein Sammler, und ich habe ungeheuer viel von ihm gelernt.

Ja, und jetzt möchtet ihr sicher gern wissen, wie ich zu meinem Beruf gekommen bin. Ich war ja Journalist und inzwischen in Amerika gelandet. Ich hatte keine Ahnung von Psychologie oder Therapie, erst recht nicht von der Gestalttherapie und habe nicht mal im Traum an so etwas gedacht. Einem Teil von euch habe ich es schon mal erzählt. Ich habe es schon mal in einer Gruppe erzählt, wie es gekommen ist.

Als UN-Korrespondent wurde ich natürlich in New York rumgereicht, und es war wieder mal wie so oft in meinem Leben: Es ging mir gut, aber ohne Basis in der Wirklichkeit. Ich verkehrte mit den interessantesten Leuten der Welt. Und ich sollte einen Job bei der United Nations kriegen, doch das fiel aus politischen Gründen durch. Das wäre phantastisch gewesen. Ich mußte mich dann also durchschlagen.

Das war immer so merkwürdig. Es waren immer zwei Ebenen: Eine Ebene war oben, und die andere Ebene war so ungeheuer kleinlich und kleinbürgerlich, wie meine Familie war: Die Cousine meiner Mutter, bei der ich lebte, mein Bruder, der ein braver Kerl war und inzwischen sein Amt ausübte. Ich mußte bei denen wohnen, das war ja klar. Aber gleichzeitig lebte ich in einer anderen Welt. Es war ein irrsinniger Kontrast. Ich mußte arbeiten, ging auch arbeiten. Ich arbeitete als Korrektur-Leser (proof reader) und gehörte einer Gewerkschaft an, die gleichzeitig auch für social agencies

zuständig war, also für Beratungsstellen und so etwas. Und als der Proof-Reader-Job zu Ende war, brauchte eine social agency jemanden für einen Job, der die Emigranten, die „displaced persons“ aus Europa empfing und der Jiddisch und Deutsch konnte. Und ich habe mich natürlich beworben. Der Job war selbst für damalige Verhältnisse furchtbar schlecht bezahlt. Und an demselben Tag, als ich diesen Job annahm, kriegte ich einen Brief vom amerikanischen State Department, ich solle Chef der mittelöstlichen Abteilung werden, d. h. der hebräischen Abteilung. Ich hatte den Riecher, wegen Mc CARTHY und dieser ganzen politischen Geschichte, diesen ehrenvollen Vorschlag abzulehnen und bin in die ganz miserabel bezahlte Arbeit gegangen, wo ich den Einwanderern mehr oder weniger beim Koffertragen helfen mußte. Von dort bin ich zu einer anderen Agency und habe zum ersten Mal bewußt was über Sozialarbeit gehört. Es hat mir alles ungeheuer imponiert, und es war alles ungeheuer neu mit Supervision über bestimmte Fälle, und wie man sich zu benehmen hat, wenn Klienten kommen. Es war alles vollkommen neu für mich, daß die Leute einem auch gleich mit ihrem ganzen Widerstand entgegenkommen, ihrem Leiden, es war alles ungeheuer abenteuerlich und aufregend für mich. Das interessierte mich.

Als dann die Einwanderungswelle zu Ende war, ging ich in die Jugendarbeit. Ich habe mit gestörten Kindern gearbeitet. Dann kam ich an einen Direktor, an einen Menschen, der – wie nennt man das? – der die Leute immer „pushen“ muß. Die mußten immer alle weiterkommen. Es war eine ganz ungewöhnliche Gruppe von Menschen, mit denen ich zusammen war. Und er wollte uns alle auf die Schule bringen, und das hat er auch fertiggebracht. Wir sind alle noch einmal zur Schule gegangen. Also die Anna und ich, die Tochter vom Hans C., mit der ich damals am selben Platz gelandet war, abenteuerlicherweise, um mit gestörten Kindern zu arbeiten. Wir wurden in Philadelphia angenommen. Ich habe alle meine Nicht-Studierjahre angerechnet bekommen, meine Arbeit in Berlin ebenso wie meine Zeit in der hebräischen Universität, die ich genauso verbracht hatte, wie mein Leben, nämlich mit Musik und . . . und . . . und . . . jedenfalls nicht auf der Schulbank. Ich habe natürlich immer unwahrscheinlich viel gelesen und unwahrscheinlich viel gelernt in solchen Zeiten, aber nie die Schulbank richtig gedrückt. Wir haben innerhalb eines halben Jahres den Masters Degree dort gemacht, und das war eine Sensation. Ich habe dann weiter mit gestörten Kindern gearbeitet und war dann eine lange Zeit meines Lebens nur in der Kinderarbeit. Ich habe erst aufgehört mit Kindern zu arbeiten, als ich nicht mehr auf die Dächer kriechen konnte, um die Bälle runterzuholen.

Über die dann folgende Sozialarbeit, die psychiatrische Sozialarbeit, bin ich gleichzeitig mit meiner Analyse angefangen und dahingekommen, daß ich Therapie praktiziere, anstatt mit Publikationen Karriere im sozial-administrativen Bereich zu machen. Ich meine, das hat sich damals festgesetzt, dieser Widerstand gegen das Schreiben. Das ist ja heute auch noch so. Ich könnte ja schreiben. Ich könnte ja über meine Arbeit schreiben. Ich habe einen irrsinnigen Widerstand dagegen, gegen wissenschaftliche Dinge. Und ich habe dennoch wirklich viele Ideen. Ich könnte ganz gut schreiben. Klaus VOPEL ärgert sich immer schrecklich, daß ich keine Bestseller schreibe. Es wäre gut für die Gruppen. Es wäre gut, wenn ich mich durch diesen Widerstand durchgearbeitet hätte.

Ich habe meine Ausbildung bei der ADLER-Schule gemacht, bei einer Analytikerin. Ich habe von ihr geträumt. Das wollte ich euch noch erzählen. Jetzt mache ich allerdings einen großen Sprung. Es ist so merkwürdig. Wir sprechen davon, daß man sich mit Teilen seines Selbst, die einem nicht so ganz angenehm sind, auseinandersetzen muß.

Ich hatte einen Traum, in dem u. a. vorkommt, daß meine Analytikerin tot ist. Sie wurde vor zwei Jahren begraben. Sie heißt Mohr: M-o-h-r. Und ich finde einen Paß von jemandem, der überfallen worden ist. Es ist klar für mich, daß ich sie viele, viele Jahre als Mutterfigur empfunden und transferiert, also übertragen, habe. Es ist auch klar, daß ich diese Person bin.

Sie war eine ganz ordentliche und brave Frau, die bis zum letzten Tag ihres Lebens gearbeitet hat. Die Patienten kamen noch, als sie schon 82 war. Sie klopfte an ihre Tür, doch sie machte nicht auf, und da vermutete man das Schlimmste und holte die Polizei. Sie war im Bett eingeschlafen. Sie hatte die Tochter von der Ruth COHN als Testamentsvollstreckerin eingesetzt, hatte einen Streit mit ihr und sie dann wieder abgesetzt. Und man konnte und konnte das Testament nicht finden und konnte nicht herauskriegen, wer was erbt. Sie hatte Angehörige. Begraben hat sie ihr Neffe, oder so. Er hieß jedenfalls Charles MOHR. Und das war ich. Also in dem Traum.

Ich sagte mir: Gut, jetzt bin ich Charles MOHR. Das ist ein ungeheuer braver, netter, frommer, orthodoxer Jude. Also fromm und orthodox mit Frau und Kind und ganz, ganz bürgerlich. Ich dachte: Das ist ja toll. Das habe ich bisher anscheinend immer verleugnet. Ich habe immer so viele aben-



teuerliche Geschichten erzählt, und unter dem steckt doch auch eine ganz bürgerliche Existenz. Das ist mir über diesen Namen, diesen Traum klar geworden.

Ich konnte es nicht fassen. Ich wollte es auch nicht wahrhaben. Genauso, wie ihr euch gegen das auflehnt, was mancher Traum euch sagt.

Ich fühle mich jetzt sehr mit meiner jüdischen Tradition verwachsen, mit meinen Vorfahren, meinem Judentum. Ich merke, wie meine Verbindung geistig und im geistigen Sinne vollkommen verwurzelt in der Tradition ist. Allerdings nicht vom religiösen Standpunkt her. Orthodoxe Juden müssen die Gebetsriemen anlegen usw. und müssen ungeheuer viel beachten: Sie haben z. B. Speisevorschriften. Das finde ich alles ungeheuer lästig. Wieviel Arbeit das macht, koscher zu essen. Das ist alles nicht wichtig. Trotzdem, ein Stück davon steckt auch in mir.

Niemand hat sich so gefreut wie ich, als vor eineinhalb Jahren ein Teilnehmer nicht über einen Traum von einem Stadtstreicher hinwegkam und ich sagte: Ich bin auch ein Stadtstreicher. Und das bin ich auch. Ich habe mich in allen Ecken und Enden, in allen Kaschemmen der Welt rumgetrieben und weiß der Teufel was noch alles. Und trotzdem ist darunter so ein Stück ganz solider braver Bürgerlichkeit. Das hat mich ungeheuer überrascht. Ich kann's nicht anders deuten. Ich zerbrech' mir den Kopf, was der Charles noch bedeutet, und ich komm' nicht weiter. Das ist ein Stück von mir.

Ja, das klingt alles so kurz: mein ganzes Leben in ein paar Minuten reingepackt. Vielleicht habt ihr dennoch ein Gefühl bekommen von diesem dauernden Auf und Ab. Von diesem letzten Moment der Verzweiflung gebe ich euch noch ein Beispiel, das ich unterschlagen habe:

Ich bin als Korrespondent nach Amerika gekommen, und es war plötzlich vollkommen aussichtslos, daß ich jemals in Amerika bleiben könnte. Alle Korrespondenten waren politisch links verdächtig; das war zur McCARTHY-Zeit. Die mußten auf der ganzen Welt nachforschen, was ich auf dem Kerbholz hatte: Es kam natürlich nichts dabei heraus, obwohl ich politisch doch einigermaßen links war.

Eines Tages mußte ich nach Kanada, um mich da vorzustellen. Da kam plötzlich eine neue Bestimmung für Visa. Nach meiner Rückkehr war ich plötzlich ohne Visum und konnte weder ein noch aus. Mein Visum lag in Kanada,

und ich konnte also legal nicht mehr dorthin. Wir sind schon zur Mafia gegangen und wollten uns von denen helfen lassen. Doch die Mafia half mir nicht mit Geld und guten Worten. Sie hatte zwar einen Plan, bei dem man einen obersten Richter in Kanada bestechen mußte, mir eine Einladung zu schicken. Doch das ging Gott sei Dank nicht. Das hätte mich viel Geld gekostet. Die Familie war verzweifelt. Mein Vetter, mein Bruder, meine Freunde, die saßen alle rum, und ich hab' gedacht: „Mir wird schon was einfallen.“ Sie waren wütend auf mich, und ich war einfach ganz ruhig. Und dann fiel mir auch was ein. Ich dachte, ich könnte als Korrespondent ganz offiziell dorthin. Ich könnte als Korrespondent über Kanada nach Rhodos fahren. Die UN tagte nämlich damals auf Rhodos. Ich habe dann ein Flugbillet über Montreal genommen, und dann mußten sie mich halt durchlassen. Da kam dann doch noch die Mafia ins Spiel und hat einen roten Teppich ausgelegt. Sie haben mich in Kanada empfangen, als ob ich dort geschäftlich zu tun hätte, und dann ging's also wieder wie 10 Jahre früher an der deutschen Grenze: Ich bin einfach durchgeschleust worden und saß in Montreal, bis ich das israelische Visum zurückbekam. Das palästinensische Visum war schon ungültig. Es war 1949. Ich hieß damals schon John BRINLEY, hatte dieses Papier mit einem roten Siegel. Ich habe selbst unterschrieben, wer ich bin. Der amerikanische Konsul gab mir daraufhin ein gültiges Visum, und mit dem bin ich wieder zurückgefahren. Das war alles sehr abenteuerlich.

Das Schönste war, daß dann diese Leute von der Mafia, die mich so nett empfangen und denen wir 200 Dollar gegeben hatten, uns zum Essen einluden. Wir fuhren zum Essen also in dieses italienische Viertel, wo sie lebten. Und mein Vetter, der mir die 200 Dollar vorgestreckt hatte, sagte: Ganz wenig essen, denn es soll doch verhandelt werden. Und ich habe dennoch gegessen! Mein Vetter sagte immer: Du darfst nicht! Er wollte mich immer stoppen. Denn wenn man verhandelt, darf man doch nicht von den Leuten so viele gute Sachen annehmen.

Also ich habe gefuttert, und natürlich könnt ihr euch das gut vorstellen. Wir waren ja auf Mafia-Kosten eingeladen. Und dann hat der Mann also gesagt:

„Nun hören Sie mal zu. Wir haben Ihnen die Einwanderung ermöglicht. Das kostet also noch mal 800 Dollar.“ Und ich sagte: „Sie haben gar nichts gemacht. Ihre Sache ist doch schiefgegangen. Was Sie angeboten haben, hat nicht geklappt. Das mit dem Durchreisebillet war meine Idee. Wir haben Ihnen dann schließlich noch 200 Dollar draufgezahlt, und damit sollte es

genug sein." Doch sie waren damit nicht einverstanden und haben uns nur unter fürchterlichen Androhungen entlassen. Wir waren auch noch mindestens einen Tag lang der Meinung, daß die Mafia hinter uns her sei. Aber es passierte nichts mehr. Ich habe gut gegessen und das Geld gespart.

Wie ich zu meinem Job gekommen bin?

Ich bin von dieser Kinderberatungsstelle, wo sehr gestörte Kinder waren, zur Schule gegangen, und dann habe ich mit autistischen Kindern gearbeitet. Das fand ich ungeheuer interessant. Und mit den Lehrern habe ich als Sozialarbeiter gearbeitet, mit den Lehrern und den Eltern der Kinder. Dann bin ich zum ersten Mal wieder in Europa gewesen und habe nach meiner Rückkehr in einer Family-Agency gearbeitet. Und da war auch meine Laufbahn schon ziemlich klar. Ich war in Analyse bei der ADLER-Schule. Und es war auch wieder einigermaßen abenteuerlich, aber das würde zu weit führen, meine Wanderung durch das Gestrüpp dieser Agenturen zu erzählen. Ich bin dann am Schluß in eine Klinik gekommen, wo der Chef gesagt hat: „Wir mögen Sie, und wir mögen Ihre Arbeit, und wir möchten Ihnen gerne Patienten schicken.“ Das war wirklich ganz ungewöhnlich. Das ist mir dann später bei PERLS noch einmal so gegangen. Fritz hat gesagt: „I wish you would be one of us“, – und er hat das in seinem schlechten Englisch gesagt, was sich sehr komisch anhörte. Es klang etwa wie: „I fish, you fould be fun of us.“ Ich war sehr beeindruckt von PERLS. Fritz mochte mich auch und hat mich also sozusagen zum Gestalt-Schüler gekürt. Ruth COHN hat mich gewissermaßen zu ihm gebracht.

Eine meiner Patientinnen hatte mir von ihr erzählt. Das war 1964. Ruth COHN fing damals an zu experimentieren mit den Vorläufern ihrer WILL (Workshop Institute for Living Learning) Workshops, d. h. sie hat themenzentriertes Sensitivity- und Creativity-Training gemacht. Ich rief die Ruth also an und – wie ihr mich kennt, wie ich manchmal ganz verworren spreche – so habe ich ganz verworren am Telefon gesprochen, und da sagte sie: „Ich verstehe nicht, was Sie wollen.“ Und da sagte ich: „Ich möchte Sie kennenlernen.“ Und sie sagte: „Das ist gut. Kommen Sie dann und dann.“ Dann war alles klar. Wir haben uns sehr angefreundet. Und Ruth hat mich dann, wie gesagt, zur Gestalt gebracht. Sie hat gesagt: „Du mußt die Gestaltleute Jim SIMKIN und Fritz PERLS kennenlernen.“

Dadurch bin ich nach ESALEN gekommen und zur Gestaltarbeit.

Später habe ich mich mit Fritz noch maßlos überworfen. Wollt ihr das auch noch hören?

Wir hatten im Anfang eine ganz enge und tolle Beziehung. Wir sind in den Jahren, wo wir gut miteinander waren, zusammen von Kalifornien nach Washington gefahren. Jedes Jahr gab es in Washington auf der Psychologentagung eine Podiumsdiskussion. Acht von den bedeutendsten dortigen Humanistischen Psychologen und Psychotherapeuten hielten einen Vortrag über die Frage: „Wie bin ich gewachsen?“ Jeder tat das auf seine Weise.

Ich hatte mir damals ein Buch gekauft, das hieß „The Mandelbaum-Gate“, irgend so ein Schmarren von der Muriel SPARK.

Als Fritz dran war, sagte er plötzlich: „Jetzt gehn wir Podiumsleute mal alle hier runter, und jetzt kommen die Zuhörer und setzen sich auf unsere Plätze.“

Und ich bin natürlich auch da rauf und hab' gesagt: „Das, was ich gelernt habe, ist das, was man bei jeder Straßenkreuzung sehen kann auf diesen schnellen Zeichen. Da steht: STOP LOOK AND LISTEN. Das ist das, was ich gelernt habe: Stop Look and Listen! Das habe ich bei Fritz gelernt.“

Bevor ich später wieder mal nach ESALEN ging, traf ich einen Verwandten, einen Vetter meiner Mutter, der sagte: „PERLS? PERLS ist ein schlesischer Name. Und er grub aus seinem Familienalbum ein uraltes Bild hervor, so eine Portraitaufnahme, wie man sie früher hatte. Darauf war der Vater vom Fritz, Nathan PERLS, zu sehen. Ich sagte: „Kann ich das haben?“, denn ich mußte das dem Fritz natürlich sofort zeigen.

Er sagte: „Ja, ich kann es dir geben, aber du mußt es mir wieder zurückgeben.“

Da sagte ich: „Selbstverständlich.“

Also ich nahm es mit nach ESALEN, und Fritz guckte sich das Bild ganz bedenklich an: Sein Vater war ein wunderschöner Mann – Fritz selbst war eindrucksvoll, aber nicht schön – mit einem ganz langen weißen Bart. Er war ein Reisender gewesen, ein Reisender im Auftrag einer jüdischen Freimaurerloge. Und die Mutter vom Fritz und die Schwester vom Fritz ließ er jämmerlich in Berlin zurück. Die hatten kaum genug zu essen. Natürlich hatte Fritz auf den Vater eine riesige Wut, er war mit der Mutter identifiziert. Doch das wußte ich ja alles nicht. Und später hat ja Fritz das mit seinen Kindern genauso gemacht. Das ist ja auch etwas Merkwürdiges, wie die Leute das wiederholen, was sie selbst erlebt haben. Er sah sich also das Bild ganz nachdenklich an. Und ich hatte keine Ahnung, was los war.



Und er fragte: „Kann ich mir das borgen?“ Ich sagte: „Ja, Fritz, aber du mußt es mir später zurückgeben.“

„Ja“, sagte er, „ich schreib' jetzt meine Autobiographie, und vielleicht kann ich es für mein Buch benutzen.“

Ich sagte: „Selbstverständlich (und ich fühlte mich sehr geehrt), aber bitte, gib es mir zurück. Es gehört mir nicht. Wenn du es benutzt hast, kannst du es mir zurückgeben.“

Am selben Abend wurde er furchbar ungeduldig mit mir, fuhr mich an und sagte: „Don't ask questions, make statements!“, diesen blödsinnigen Satz. Und von da an war er unausstehlich zu mir und hat sich ganz, ganz miserabel benommen. Ich war natürlich sehr erschüttert. Ich konnte das nicht verstehen, weil ich ja die Hintergründe dafür nicht kannte. Als ich dann ein halbes Jahr später zu seiner Frau Laura kam, lachte sie Tränen und sagte: „Mensch, er hat seinen Vater so gehaßt, daß er, wie er allein war, das Bild genommen und in tausend Stücke zerrissen und darauf rumgetrampelt hat.“

Ja, und dann kam er nach New York, kurz danach, drei, vier Monate nach diesem Krach und machte Supervision. Und das war immer miserabel. Er setzte sich hinter einen, und wir mußten vor ihm sitzen und nahmen 10-Minuten-Episoden, die wir beredeten. Und er hat alle Leute runtergemacht in einer Weise, wie ihr es Euch nicht vorstellen könnt. Ruth COHN war auch dabei, die für uns immer eine Autorität war. Sie war wirklich eine der begabtesten, und er sagte zu ihr: „Du redest zu hoch.“ Die Stimme hat er kritisiert. Und das hat ihr natürlich nicht gefallen, und wie sie dann Gelegenheit hatte, saß sie wieder neben ihm kurz vor Ende der Tagung und zupfte ihn so, nicht wahr. Darauf holte er aus und war in voller Wut. Das konnte man gar nicht fassen. Er holte aus und schlug die Frau. Und wir waren alle so erstarrt und wie gelähmt. Er schlug auf sie ein, also vollkommen ernst, ganz wütend. Und dann sprang endlich jemand auf und sagte: „Stop“ und unterbrach damit diese Geschichte.

Ja, und dann ging ich zu ihm rein in sein Zimmer und sagte: „Fritz, and if it is the last thing, und wenn es das Letzte ist, was ich je von dir will, ich möchte das Foto zurückhaben.“

Und er sagte: „Don't lie to me“, also ich soll ihn nicht anlügen.

Und da sagte ich: „Fuck you“, bin rausgegangen, und danach habe ich ihn nie wieder gesehen. Er starb dann ein oder zwei Jahre später. Natürlich wollte er sagen: „Lüg mich nicht an, daß das das Letzte ist, was du willst.“

Sicher, ich meine, er wußte sicher, worum es ging. Also das ist meine Geschichte mit Fritz PERLS.

Ich habe die Geschichte dann dem Chef erzählt und er hat dann bei Ruth angefragt, ob er das veröffentlichen darf, und sie hat gesagt: „Natürlich kannst du das. Aber ich verklag' dich dann.“ Und da hat er es lieber sein gelassen.

So kam ich auf diese etwas abenteuerliche Weise zur Gestalttherapie. Und ich habe es auch nicht bedauert. Und nach Deutschland kam ich auf folgende Weise: Das war auch sehr abenteuerlich.

Ruth COHN war 1969/70 von den Göttingern, den HEIGLS, eingeladen. Die haben sie in Amerika bei einer von diesen riesigen Veranstaltungen erlebt und haben sie eingeladen. Sie hatte damals bereits ihre TZI-Sache und fand, daß das für Europa ungeheuer geeignet war. Es war aber alles top secret. Und ich hatte damals bei Ruth beschlossen, ich wollte lieber mit ihr befreundet sein, als für sie zu arbeiten, und sie sagte: „Natürlich geht das.“

Aber es war dann natürlich nicht möglich, denn wenn man nicht direkt intensiv mit ihr arbeitet, dann war die Freundschaft auch nicht so. Wir sind befreundet, aber nicht in dem Maße, wie es möglich wäre, wenn ich bei ihr im WILL geblieben wäre.

Also ich wäre der „logische“ Mann für Deutschland gewesen, ganz bestimmt: aufgrund meiner Sprachkenntnisse und meiner Arbeit bei ihrer Organisation. Sie sagte es mir aber nicht. Sie brachte erst Ruth RONALL und Norman LIBERMAN rüber, und ich hörte es von Helga ASCHAFFENBURG. Und dann machte ich Helga einen Vorschlag. Helga und ich sind sehr befreundet. Helga sagte, sie mache im Jahre 1973 ein Ehepaarseminar, und ich sagte: „Helga, es ist doch unmöglich, daß du als Einzeltherapeut mit lauter Paaren zusammen bist.“ Betsy MINTZ hatte nämlich zu mir gesagt: „Ich würde nie allein ein Ehepaarseminar machen, das wäre für mich viel zu frustrierend ohne einen Partner.“ Und ich sagte daraufhin zu Helga: „Ich mach' dir ein Angebot. Laß uns das zusammen machen. Das war damals für WRAGE in Hannover. Du brauchst mir kein Geld zu geben, ihr braucht mich nicht zu bezahlen, erstattet mir nur die Unkosten und das Essen. Ich möchte mal sehen, wie das läuft, zum Einstieg.“

Und die Leute waren natürlich mehr als entzückt, statt einen zwei zu haben. Und das Seminar war ein Bombenerfolg, es war ungeheuer empathisch. Und

kurz danach sagte Helga: „Jetzt kommt der Klaus VOPEL hierher, und wir wollen für das nächste Jahr planen, und ich stelle dich ihm vor.“

Und ich habe den Klaus fünf Minuten gesprochen. Er hat mich nur angehört, und ich habe gesagt, das und das und das ist passiert, und Klaus hat gesagt: „Willst du für mich arbeiten?“ Und ich sagte: „Gern“. Und dann haben wir das ganze Programm gemacht, die Ausbildung mit dem ganzen Drum und Dran. So bin ich hergekommen. Und den Rest kennt ihr ja.

Anmerkung:

Wir verdanken die Tonbandaufzeichnungen dieses „Plauderstündchens“ Herrn Dr. Josef BITTNER. Frau Renate VOPEL hat sich die Mühe gemacht, das Band zu transskribieren, und Klaus LUMMA besorgte die redaktionelle Überarbeitung des Textes.

#### **Ruth C. Cohns Berichtigungen aus ihrer Perspektive:**

– ich habe **Annelise und Franz Heigl-Evers** nicht in Amerika kennengelernt, sondern bei einem Symposium in Wien 1968, meinem ersten professionellen Besuch in Europa.

– Die „**Vorläufer**“ der TZI gehen auf meine ersten Gegenübertragungsworkshops in den frühen fünfziger Jahren zurück. Danach folgten Kreativitäts- und Intuitionsworkshops für Professionelle und Laien.

– **Meine Distanzierung** von einer näheren zu einer kühleren Beziehung zu John geschah in New York keineswegs wegen seiner schwächeren Beteiligung bei WILL; sie war rein persönlicher und privater Natur. Ich verspüre keinen Antrieb, Näheres darüber zu veröffentlichen.

#### **Zur Darstellung der Episode zwischen Fritz Perls und mir:**

– es ist korrekt, daß Fritz meine Stimme korrigierte. Dies machte mich nicht ärgerlich, sondern gehörte zu einem Stück Gestaltarbeit von Fritz mit mir, die ein positiv-einschneidendes Ereignis in meinem Leben war. (Ich habe dies in der „**Gelebte Geschichte der Psychotherapie**“ Alfred Farau – Ruth C. Cohn, Klett 1984) ausführlich beschrieben. Was mich jedoch ärgerte, war, daß Fritz mich (wie bei ihm üblich) fragte, ob ich seine Kritik während oder nach der 10minütigen Prüfungssitzung mit dem Patienten (Kollegen) haben wolle, und ich klar „danach“ gesagt hatte. Er aber karikierte meine Stimme nach meinen ersten beiden Sätzen, worauf ich mich (sofort!!) nach ihm umdrehte, ihn sanft an seinem Bart zupfte und sagte „bitte warte doch“. Fritz wurde, wie John sagte, übermäßig wütend und schlug mir ins Gesicht. Es



war ein Schlag, nicht mehr und nicht weniger. Darum sagte auch niemand „Stop“, es war kein Stop zu sagen. Es war eisiges Schweigen, von allen, auch von Fritz, auch von mir. Dann ging ich wortlos zu meinem Platz, und die Supervisionsstunde verlief, als ob nichts geschehen wäre. Nach der Stunde kam Fritz sofort auf mich zu und streckte mir lächelnd seine Hand entgegen. Ich nahm sie ebenso wortlos. – Danach gingen die meisten meiner anwesenden Freunde und ich in ein Restaurant und besprachen den Vorfall, inklusive unserer Gelähmtheit.

Ich besinne mich, daß jemand, dessen Namen ich nicht weiß, mich ein paar Jahre später anrief und mich nach dieser Episode ausfragen wollte. Ich bejahte und verneinte nichts, da ich nur des Fragers Sensationslust spürte und sagte, daß ich ihn nicht am Schreiben hindern könne, daß ich ihn aber verklagen würde, wenn er meinen Namen in unrichtigem Zusammenhang veröffentlichen würde. (Fritz war damals in Europa noch kaum bekannt, und ich sah keinen nützlichen Grund, ihn und die Gestalttherapie so zu belasten.).

